Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 14

PDF erstellt am: **30.05.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Schweizerische Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 6. April 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang. Nr. 14

# Schweizer Frauenblatt

## Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

## Wochenchronik.

### Inland.

Am 1. April ist nach mühsamen Verhandlungen ein **neuer Handelsvertrag mit Frankreich** in Kraft getreten. Wesentlich daran ist, daß unsere Käseausfuhr nach Frankreich fast im selben Umfange aufrecht erhalten werden konnte, während Frankreich diese zuerst um mehr als die Hälfte zurückbinden wollte. Dagegen mußten wir eine Erhöhung des bisher allerdings sehr tiefen Käsezolles auf uns nehmen, was aber durch eine Erhöhung der Ausfuhrkontingente von Zucht- und Nutzvieh mehr als aufgewogen wird. Weiter hat die Schweiz Zugeständnisse erreicht in den Kontingenten von Baumwollgeweben, Schuhen und Metallen, während im übrigen die industriellen Kontingente auf der Basis von 1931 beibehalten worden sind.

**Genf** hat wieder eine **Bankaffäre** erlebt. Bei der genferischen Hypothekarkasse ist man umfangreichen Betrügereien eines Bankbeamten in der Form von Fälschungen von Kassenobligationen auf die Spur gekommen. Die Betrügereien sollen die hohe Summe von 580,000 Fr. erreichen.

In der Angelegenheit der **Banque de Genève** hat, was von der Bevölkerung nur schwer verstanden wird, das kantonale Kassationsgericht entschieden, daß das Strafverfahren gegen die Mitglieder des frühern Verwaltungsrates mit Ausnahme der Herren Moriaud und Méville einzustellen sei. Das Kassationsgericht kam zu dieser Stellungnahme, weil die Verfehlungen der frühern Verwaltungsräte nicht einen Tatbestand erfüllen, der nach dem genferischen Strafgesetzbuch bestraft werden kann. Einzig den Herren Méville und Moriaud können Vorwürfe gemacht werden, die möglicherweise zu einer Bestrafung führen.

Auf eine kleine Anfrage des Bieler Stadtpräsidenten Müller an den Bundesrat, ob dieser gestatte, mit dem **Freigeld** in Biel einen begrenzten Versuch zu machen, hat der Bundesrat dieser Tage erklärt, sich aus verfassungsrechtlichen Gründen dazu nicht im Stande zu sehen. Andererseits müßte, was der einen Gemeinde zugestanden würde, auch der andern gewährt werden und die Schweiz würde damit zur Versuchsküche für die verschiedensten Rezepte.

Die **schweiz. Milchkommission** hat an die Hausfrauen und die Hotellerie einen Aufruf auf **vermehrten Verbrauch** von Milch erlassen, um so den katastrophal zusammengeschrumpften Milch-Export etwas ausgleichen zu helfen.

Mit der am 7. April beginnenden **Jugendreisewoche** werden die schweiz. Bundesbahnen unsern Ferienkindern ohne Zweifel eine große und stark benehrte Freude bereiten.

Der **schweiz. evangelische Kirchenbund** hat die Mitteilung der deutschen evangelischen Kirche, daß ein kirchliches Außenamt zur Pflege der Beziehungen mit den ausländischen Kirchen eingerichtet worden sei, mit einem Briefe beantwortet, in dem er der wachsenden Besorgnis über „die Ereignisse der jüngsten Zeit in der deutschen evangelischen Kirche Ausdruck gibt, die es dieser erschweren müssen, ihren reformatorischen Charakter zu erhalten und sich neu aufzubauen mit der Freiheit, deren sie für ihre Verkündigung und Leben bedarf".

Im weitern haben 610 schweiz. Pfarrer und Theologiedozenten den deutschen Pfarrernotbund ihrer amtsbrüderlichen Solidarität und Zustimmung versichert.

### Ausland.

Aus dem kürzlich bekannt gegebenen ersten nationalsozialistischen Reichsbudget erfährt man — mit großer Beunruhigung — von enormen Summen, die **Deutschland** für sein **Militärbudget** vorgesehen hat. Es beträgt nach den einen Meldungen 1352 Millionen und ist mehr wie doppelt so hoch als das letzte Jahr (603 Millionen), nach französischen Meldungen sogar (für Reichsheer, Marine, Militäraviatik und Hilfsarmee zusammen) 1644,5 Millionen. Vielleicht haben diese beunruhigenden Zahlen wenigstens das eine Gute; daß sie den „Abrüstungsgesprächen" einen neuen Impuls verleihen und die Staaten von der absoluten Notwendigkeit des Abschlusses einer Abrüstungskonvention — coûte que coûte — überzeugen.

In den **Vereinigten Staaten** hat sich Roosevelts Regime gefährt. Ein Jahr des Triumphes. Bereits aber zeigen sich Spuren der Opposition. So haben, wohl aus Angst vor den nächsten Novemberwahlen, Senat sowohl als Repräsentantenhaus die Pensionen für die Kriegsveteranen entgegen Roosevelts Veto genehmigt, was das Budget sehr gefährdet. Auch gegen sein Industrieprogramm wird passive Resistenz geübt. Die Industrie will die von ihm verlangte Kürzung der Arbeitszeit bei gleichbleibenden Löhnen und Gestehungspreisen nicht schlucken, auch gegen das vorgesehene Organisationsrecht der Arbeiter wehren sich die Unternehmer. Der Präsident wird jedoch auf seinem Kurs beharren, bereits liegt ein neuer Gesetzesvorschlag vor dem Kongreß und schließlich hat Roosevelt die große Mehrheit des Volkes hinter sich. Einen großen Erfolg hat er zudem erst kürzlich noch erzielt. Durch sein persönliches Eingreifen und seine geschickte Verhandlungsweise gelang es ihm, große Streike mit unabsehbaren Folgen namentlich in der Automobilindustrie abzuwenden. Auch hat ihm das Repräsentantenhaus die weittragende Befugnis erteilt, in Handelsvertragsunterhandlungen mit andern Staaten eintreten und dabei die Zölle bis zu 50 Prozent zu ermäßigen oder zu erhöhen.

Zwischen **Polen** und der **Tschecho-Slowakei** ist schon seit einiger Zeit eine Verstimmung ausgebrochen, die durch ihre andauernde Gereiztheit einiges Aufsehen erregt. Grund dazu gab die durch die Friedensverträge zweigeteilte Stadt Teschen, deren Polen angegliederte Teil kürzlich seine 15jährige Zugehörigkeit zu Polen mit etwas allzu herausfordernder Begeisterung feierte, was das tschechische Teschen sehr verärgerte. Ein Wort gab das andere, eine Maßregel rief der andern: Demonstrationen, Ausweisungen, Zeitungsverbote hüben und drüben. Vielleicht gelingt es dem französischen Außenminister Barthou, der für Ende April eine Reise nach Warschau und Prag vorgesehen hat (um die Freundschaft Frankreichs mit den Oststaaten, namentlich mit dem allzusehr nach Berlin schielenden Polen neu zu festigen) den Friedensvermittler zwischen beiden Staaten zu spielen. Die Absicht dazu wird wohl aller Voraussicht nach auf seinem Reiseprogramm stehen.

Angesichts solcher Reibereien notiert man dann immer mit besonderem Dank, wenn irgendwo von Frieden die Rede ist: Die **lettische Regierung** hat dem Vorschlag Rußlands auf Verlängerung des bestehenden Nichtangriffspaktes um zehn Jahre zugestimmt, desgleichen **Finnland, Estland, Litauen** und **Polen.**

## Der Wille zur Demokratie.

In Bern und Basel u. a. O. hat Prof. Werner Näf, Bern, an großen öffentl. Versammlungen, veranstaltet von den Frauenverbänden über „Entwicklung und Krise der Demokratie" gesprochen. Nachdem einleitend im Rückblick die Bildung des humanistischen Ideals, die Entstehung des demokratischen Staates und die Auswirkungen der demokratischen Staatsformen geschildert werden, kommen im weiteren die heutigen Verhältnisse in den Nachbarstaaten und unsere eigenen Schwierigkeiten zur Sprache. Wir geben hier dem Abschluß der Ausführungen Raum und empfehlen den soeben im Druck erschienenen Vortrag (Verlag Herbert Lange & Co., Bern) zur Lektüre.

Nach Schilderung der wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten wird weiter ausgeführt:

„Wo es sich um die Ueberwindung so gesteigerter Schwierigkeiten handelt, wird da die demokratische Staatsform nicht unzweckmäßig, gar ungenügend? Zerreißt nicht freie Diskussion in Presse und Versammlungen die öffentliche Meinung? Erlaubt nicht demokratischer Instanzenaufbau dem individuellen Egoismus, den wirtschaftlichen Interessengruppen einen verhängnisvollen Einfluß auf die Leitung des Staates? Ist nicht der demokratische Apparat zu schwerfällig und zu langsam zur Lösung drängender Aufgaben? Wäre eine stärkere, über das Volk und seine Parteien hinausgehobene Autorität nicht sicherer, einsichtiger, erfolgreicher? Die Geschichte lehrt, daß schwere Zeiten den demokratischen Staat immer wieder an diese Fragen herangeführt haben. Wie stellen wir uns zu ihnen?

Hier habe ich, gerade wenn ich als Historiker auf die Gegenwart blicke, zunächst eines zu sagen: Realpolitik ist, auch heute, nicht alles: geistige Haltung und Leistung des Menschen besteht nicht bloß darin, sich den noch so berechtigten Bedürfnissen des Lebens anzupassen. Wir werden gut tun, das was heute aufdrängt, ernst und unvoreingenommen zu betrachten, zu beurteilen aus seinen materiellen Bedingungen, so etwa in Deutschland die Entwicklungsreihe Krieg — Nachkriegszeit — Aufkommen des Nationalsozialismus, zu fragen aber auch nach dem idealen Gehalt, den diese Bewegungen unzweifelhaft enthalten; ich erinnere nur an die im Nationalsozialismus liegende Idee der Gemeinschaft. Wir haben uns aber auch dessen inne zu werden, was demgegenüber an

geistigen Werten

unserem demokratischen Staat zugrunde liegt und nur von ihm gewahrt werden kann, was jetzt angefochten, bedroht, verraten wird, und was wir, sofern wir es als hohen Wert erkennen, eben deshalb desto entschiedener hochhalten, desto deutlicher und reiner im Staate darstellen sollen. Daß der Mensch berufen sei, nicht seinen aus „Blut und Boden" stammenden Trieben zu gehorchen, sondern sich aus dem Zentrum der Vernunft zu verwalten, nicht geführt zu werden, sondern seinen Weg zu gehen, daß er — jeder — nach Kräften verantwortungsvoll mitwirken soll, den Staat, dessen Bürger er ist, zu leiten, daß er, über diesen Staat hinaus, Verpflichtung und Würde als Glied der Menschheit besitzt, dies sind großartige, edle Gedanken, die niemals mehr verloren gehen können. Nur der demokratische Staat anerkennt sie als Ideal. Wo darauf verzichtet wird, vielleicht unter bestimmten Umständen verzichtet werden muß, vielleicht unter bestimmten Umständen verzichtet werden will, da liegt eine Notlage oder eine schmerzliche Senkung der Menschenwürde vor, wobei es auf die Dauer nicht sein Bewenden haben kann. Wo ein Staat an ihnen festhält, da kann er — es ist der Fall im demokratischen Staat von heute — in Schwierigkeiten hineingeraten; der Diktator, so sagte sich römische Staatsklugheit, führt den Staat in Kriegsnot sicherer als zwei gewählte Bürgerkonsuln; der Kaiser Napoleon sicherte nationale und materielle Interessen, so entschied nach schweren Revolutions- und Kriegszeiten das französische Volk in seinen Plebisziten — mag er die Freiheit vernichten. Es wird, gleichwohl und andererseits, ein hochsinniges Unterfangen sein, an Grundsätzen festzuhalten, die in der Praxis durch Unvollkommenheit der Menschen und durch das Schwergewicht der Dinge nicht rein zu verwirklichen, nicht reibungslos anzuwenden sind.

Auf den Glauben kommt es an, und er ist, noch heute, dem demokratischen Staate in der Schweiz unverloren. Der Glaube, daß es genüge, freiheitliche Grundsätze zu proklamieren, demokratische Verfassungen einzuführen, war ein schöner Wahn des freiheitlichen Jugendstadiums und ist heute längst dahin. Hemmungsloser Individualismus war immer nur Verkennung und Mißbrauch der echten Freiheitsidee; es hat Staatstheoretiker gegeben, die ihn bis zum äußersten verfochten; sie gelangten folgerichtig zur Anarchie. Das Los der Demokratie hängt heute davon ab, daß die wahren Bedingungen demokratischen Lebens erkannt werden, und daß, im Glauben an ihre Stärke und Güte, den strengen Anforderungen, die sie — gerade sie — an den Einzelnen stellen, im Leben genügt werde. Eine Erkenntnis und ein Wille muß geweckt werden, und zwar, dies ist das große und schwere, aber gerade das demokratische Gebot,

im ganzen Volk.

Die Erkenntnis besteht darin, daß Demokratie kein Gut ist, das uns unsere Vorfahren erworben haben, und dessen wir uns freuen können. Sie ist vielmehr Verpflichtung und Aufgabe. Sie ist die anspruchsvollste Staatsform, die von jedem Bürger Einsicht und als ihre Voraussetzung Beschäftigung mit dem Staat und seiner Geschichte verlangt, Bereitschaft des Geistes, sich richtiger Erkenntnis zu erschließen und das Nötige zu tun. Einfaches Festhalten genügt heute weniger als je; Demokratie, die lebendig ist, untersteht dem Gesetz alles Lebendigen, dem Gesetz der Veränderung. Es müssen heute, angesichts neuer Aufgaben, neue Wege gesucht und gefunden werden, aber es sollen demokratische Wege sein.

Das zweite aber ist ein bestimmter Wille, der Wille zur Gemeinschaft. Kein anderes Wort ist heute so sehr Schlagwort wie „Gemeinschaft", Schlagwort eben in antidemokratischen Programmen und Reden. Wer heute Gemeinschaft fordert, jetzt dies in Gegensatz zum aufklärerischen Individualismus. Gemeinschaft und Individuum sind aber keine Gegensätze. Die besten Geister der Aufklärung haben Freiheit des Menschen immer als Freiheit für die Gemeinschaft, nicht von der Gemeinschaft oder gar gegen die Gemeinschaft gefordert, haben allerdings Gemeinschaft nicht im engen nationalistisch-völkischen, sondern im allgemeinen, idealen Sinne der humanen, menschheitlichen Gemeinschaft verstanden. Gemeinschaftssinn kann in besonderen, natürlichen Verbänden gefördert und bewahrt werden, und menschliches Leben, menschliche Geschichte älterer Zeiten ist reich an solchen Gemeinschaftsbildungen: Familie, Geschlecht, Zunft, Stand, Dorfgemeinde, Stadt, Landschaft, Kirche, Staat, Volk. Wo sie, gerade die kleineren, unkomplizierten, im Geschichtsgang, unter dem Einfluß geistiger Mächte wie der Aufklärung, wirtschaftlicher Umwälzungen, wie der Industrialisierung usw. zerrieben worden sind — früh z. B. in Frankreich, spät, unter dem Druck des Krieges erst, etwa in Deutschland — da ist eine sehr schwierige, für demokratische Staatsgestaltung fast unmögliche Situation entstanden. Sie waren in der Schweiz lange außerordentlich gesund: das öffentliche Leben im kleinen Kreise von Talschaft, Stadt, Kanton, viel Tradition in Sprache, Geschichte, Sitte. Sie sind heute auch bei uns bedroht. Sie zu schützen und zu halten ist demokratische Weise. Sie äußerlich, organisatorisch zu schaffen, wird vergebliches Beginnen sein. Und wo sie sich verengen, exklusiv, intolerant werden, z. B. als überbetonte Rassengemeinschaft

### Spruch.

**Wenn einer hier läuft, der andere dort, so richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad.**

Jeremias Gotthelf

## Die Wolter.

### Zum hundertsten Geburtstag.

Von Raoul Auernheimer.

An nichts merkt der Mensch so sehr, daß er nicht mehr der Jüngste ist, wie an Geburtstagen, die ihn um Jahrzehnte jünger machen. Spricht man über die Wolter, die große Wiener Schauspielerin der Makart-Zeit, in deren Erscheinung der Geist des Burgtheaters Gestalt und Stimme wurde, zu Jünglingen von heute oder zu den Zwanzig- bis Dreißigjährigen, so bringen sie durch ein verlegenes Mienenspiel deutlich zum Ausdruck, daß die sonore Silbenfolge „Charlotte Wolter" ihnen soviel wie gar nichts sagt. Spricht man den Fünfzigjährigen von ihr, so beginnt ein Wetterleuchten in ihren Augen. Aber erst in denen der Sechzig- bis Siebzigjährigen ergänzt der Widerschein des Blitzes, der dieser bei aller Größe so elementaren Künstlerin auf den Höhepunkt ihrer Rollen sichtbar aus dem Munde fuhr. „Die Wolter!" sagen sie und stehen plötzlich größer da, als wären sie auf einen Kothurn gestiegen: die Wolter als Lady Macbeth, als Medeia im „Göß", als Sappho, als Iphigenie, aber auch in minderen Stücken, als Georgette etwa, Deborah oder als Eglantine!... Die „als" nehmen kein Ende, jedes räumt ein Jahrzehnt beiseite, und im Handumdrehen ist eines jener beglückenden Gespräche im Gange, die Greise in Jünglinge und Matronen in Backfische verwandeln.

Aber die Wolter wäre bei Lebzeiten die Wolter nicht gewesen, wäre sie nach ihrem Tode nur ein Verjüngungsmittel. Sie gehört vielmehr zu jenen in der Theatergeschichte höchst seltenen schauspielerischen Offenbarungen, bei deren Anblick auch schon die Zeitgenossen, die zwischen Ahnung und Gewißheit schaudernde Empfindungen haben, daß sie über ihr Zeitalter, ja über die Zeit hinausragen, weil sich in ihnen die Idee der Schauspielkunst sinnbildlich zusammenfaßt. In jenem neuestens so gern gelästerten neunzehnten Jahrhundert, das doch ein großes Jahrhundert war, groß anfing und groß zu Ende ging, gab es, wenn man nur sein letztes Viertel ins Auge faßt, drei solcher übergeistlichen Schauspielerinnen, deren eine die Wolter war. Die beiden anderen hießen Sarah Bernhardt und Eleonora Duse, jene um ein Jahrzehnt, diese um mehr als zwei Jahrzehnte jünger als die Wolter; zusammen beherrschten sie in einem Augenblick ohnegleichen, etwa um das Jahr 1895, die Schaubühne des damaligen Europa, und das hieß in jenen Tagen noch die Welt. Die „göttliche" Sarah vertrat das auch in der Kunst altzeit glorreiche Frankreich, die Duse spielte wie keine andere vor oder nach ihr den Stradivarius der lateinischen Seele, die Wolter aber, wenn sie als Medea, Sappho, Iphigenie das Schaugerüst des Burgtheaters wie einen Thron bestieg, lieh dem Genius der deutschen Sprache Flügel, die weit über die deutsche Grenze rauschten. Demnach darf man die aus Köln am Rhein Gebürtige mit Fug eine Wienerin nennen, da sie die zweite Hälfte ihres Lebens ganz in Wien verbracht hat. Im Gegensatz zu ihrer großen Vorgängerin Sophie Schröder, der Wolter der Biedermeierjahre, von der der Kürnberger sagt: sie kam aus Deutschland, und sie ging nach Deutschland, kam die Wolter zwar aus Deutschland, aber sie blieb in Wien. Ihr Fall liegt ähnlich wie bei Friedrich Hebbel. Auch Hebbel stammte aus dem Reich, doch Hebbel wurde er erst in Wien. Nicht anders hat auch die Wolter erst Wien verwirklicht.

Rührend und lehrreich zugleich ist es, sich, dieser Verwirklichung nachspürend, in die Anfänge der Wolter zurückzuversetzen. Sechsehnjährig kommt die in dürftigen Verhältnissen Erwachsene, mit zahlreichen Geschwistern Gesegnete, in die Kaiserstadt, die sie aus keinem anderen Grund angezogen zu haben scheint, als weil hier das Burgtheater stand. Eine alte Burgschauspielerin, Frau Gotthand, erteilt ihr den ersten Unterricht. Bei ihr lernt sie „mit einem übergeworfenen Leintuch restitieren", und dieses übergeworfene Leintuch wird zur Puppenhülle ihres Talents, das auch späterhin, um sich voll zu entfalten, des Peplums nie ganz entraten konnte. Vorerst auf der Suche nach diesem Peplum, der Idealtracht ihrer großartigen und feierlichen Natur, findet sie es nicht leicht in den Rollen, die man ihr anmessen wollte. Allenfalls spielt sie in Budapest die „Waise von Lowood", macht sich darin einen Namen und verliert ihn wieder, da der Direktor sein Geld verliert. Nun sieht sie sich gezwungen, mit einer Schmiere von Ort zu Ort zu wandern, vor Wirtshaustischen, in Scheunen und Ställen, ihre Kunst zu erproben. Jedes große Talent hat ja sein Beithelem, und auch der Auserkorene in der Wüste bleibt keinem erspart. Viel, viel später noch, wenn die Hochangelangte in den Jahren eines Makartischen Farbenrausches juwelengeschmückt als Gräfin O'Sullivan die Menge ihrer Verehrer teilte oder im Trubel eines festlichen Empfanges, in eine Wolke von „Tulle illusion" gehüllt, ihr herrliches Profil bewundern ließ, die Rabe in einem ganzen Rad von Anbetern, sieht irgend jemand am Rande, der sie noch in Temesvar gekannt hat oder nicht einmal in Temesvar. Aber auch noch in Wien gibt es für sie ein unwürdiges Anfangsstadium, das sie überwinden muß. Es sind die Jahre am Carltheater, das zu jener Zeit noch unter Nestroys Leitung steht und wohin sie in den lustigen Höschenrollen, die man ihr zumutet und die sie hungrig übernimmt, ebensowenig paßt wie in eine Scheune. Die Soubrette Grobecker, in der Leopoldstadt zu Hause, macht sich über die Unlustige lustig und beschreibt sie uns, wie sie als Lisette — die Wolter als Lisette! — bevor sie zu tändeln beginnt, einen „gelangweilten Blick" ins Publikum wirft. Dieser gelangweilte Blick ist die Strohfenbrücke, auf der die Anfängerin das Land der Griechen mit der Seele sucht, bevor sie es auf dem Umweg über Shakespeare entdeckt. Da spielt eines Abends ein berühmter Mauerniveiler, Herr Hendrichs, den Macbeth im Carltheater; er stutzt, so wird gemeldet, als ihn in der Hexenszene die Sirenenstimme der dritten Hexe trifft. Wer ist die junge Dame, die diesen Flötendonner in der Kehle trägt? Eine gewisse Wolter. Man wird auf sie aufmerksam, und schon rühren sich auch die betulichen Talententdecker, die, wenn sie auf etwas Selbstverständliches hinweisen, dafür gern eine Vermittlungsgebühr einstreichen. Einer von ihnen bewegt den großen Laube, damals schon Generalfeldmarschall des wieder siegreich gewordenen Burgtheaters, sich die junge Dame näher anzusehen. Er tut es, und seine Diagnose steht sogleich fest: falsch beschäftigt. Was Laube sagt, das gilt, sogar noch jenseits des Donaukanals, also weiß man ihr in Hinkunft empfindsame Röllchen zu, in denen sie rühren oder erschüttern kann. Aber wer geht, um sich in einer Nebenrolle erschüttern zu lassen, zu einem lustigen Stück ins Carltheater? Ein Jahr darauf ist sie denn auch in Berlin, wo sie der Erfolg burgtheaterreif macht, und dann, plötzlich, eines Juniabends 1862, steht sie als Iphigenie auf der Bühne der „Burg". Fünfunddreißig Jahre später, gleichfalls im Juni, stirbt sie und ordnet an,

oder Staatsgemeinschaft, da werden sie Gegner der demokratischen Haltung, wie wir sie verstehen. Denn nicht das Besondere und Eigene, auch nicht unser Volk und unser Vaterland, so herzlich wir ihm anhangen, darf das Höchste und Letzte sein; es darf nie im Wege stehen der Humanität.

Wille zur Gemeinschaft, er ist im Grunde eine sittliche Forderung: die Ueberwindung des Egoismus, der Einsatz für Familie und Gemeinde, Volk und Staat — mit dem Blick aber auf ein allgemeines Menschentum.

Die Aufgaben, die der demokratische Staat stellt — Aufgaben, die jeden Einsatz wert sind, so ungünstig Zeitlage und Zeitstimmung zu sein scheinen — sind ihrem Wesen nach Aufgaben der Erziehung — Erziehung zum Charakter, wie ihn die Gemeinschaft braucht, Erziehung zu politischer Einsicht, ohne die der Staat scheitert.

In solcher Pflicht stehen heute die Staatsbürger, die unsern Staat im Amt oder an der Urne demokratisch leiten, Pflicht der Erziehung jedes Einzelnen an sich selbst und so weit Wort und Beispiel reichen. In solcher Pflicht die Staatsbürgerinnen, die wir uns dem Staat so eng als möglich verbunden wünschen, besonders da auf ihrer mündigen Mitarbeit die Hoffnungen auf Erziehung der Jugend ganz wesentlich mit beruhen. Und dies muß, nach den besten Traditionen unserer Geschichte, die Ueberzeugung sein, daß das Leben in der demokratischen Gemeinschaft verträglich sei mit der freien menschlichen Würde jedes Einzelnen. Sie bleibe die Grundlage unseres demokratischen Staates und weiche mit ihren unvergänglichen Werten über diesen einen Staat hinaus!"

## Karl Joel zum 70. Geburtstag.

Am 27. März 1934 beging Karl Joel, Professor der Philosophie in Basel, seinen 70. Geburtstag. Seine Freunde und Fachgenossen widmeten ihm eine stattliche Festschrift. Die Basler Tagespresse übermittelte dem Verfasser zahlreicher wertvoller Werke, es sei nur an den „Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Romantik", „Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph", „Geschichte der antiken Philosophie" und die „Wandlungen der Weltanschauung" erinnert, wärmste Wünsche in gerechter Würdigung seiner großen Verdienste im philosophischen und Basler Geistesleben. Aber auch an dieser Stelle haben wir Veranlassung, den Jubilar ehrend zu feiern. Nicht nur weil zu seinen Füßen manche Studentin und Hörerin der Basler Universität in die Geheimnisse höchsten Geistesfluges philosophischer Erkenntnis eindringen durfte — Joel war immer einer der bei der Frauenwelt beliebtesten Professoren Basels — sondern weil wir ihm eine, leider viel zu wenig bekannte Untersuchung über „Die Frauen in der Philosophie" verdanken.

Anlaß dazu bot ein 1893—1900 in der Aula des Basler Museums gehaltener Zyklus „Akademische Vorträge". Joel wählte sich das Frauenthema als drittes, Philosophenehen war das vierte, und ergänzte den Vortrag bei Herausgabe seines Buches „Philosophenwege" 1901 durch äußerst lehrreiche, historische Anmerkungen, die eine wahre Fundgrube für die Geistesgeschichte der Frau bilden.

Karl Joel verdanken wir den zu Beginn der Frauenemanzipation prophetischen Satz: „Die Emanzipatoren denken zu klein vom Weibe; sie messen es nur am Manne und nicht an sich selbst, an seiner eigenen Zukunft. Und ich sehe in deutlichen Zeichen das neue Weib heraufkommen, das höhergestiegene, das auf die Emanzipatoren herabsieht und lächelnd den Vorspann entläßt, das Weib, das sich mit Beruf und Bildung gesättigt, bereichert hat und doch das Weib geblieben ist, und nur in höherem Kreis sein eigenes Problem gelöst hat, die Heimat zu sein für den Mann, wie der Mann die Fremde ist für das Weib, er, der in der fremden Welt der Sachlichkeit seine Kraft erprobt."

Wir stehen heute an einer Wende der Frauenbewegung, Joel, wie seine Freunde symbolisch sagen, vor dem Erntedankfest seines Lebens. Winden wir dem weisen Vorkinder dieser Wende den Kranz zum Feste, und wünschen wir ihm und uns die Möglichkeit weiteren glücklichen Schaffens auf der Höhe der Erkenntnis.

C. K.

## Staatliche Hilfe für arbeitslose Frauen in den Vereinigten Staaten.

Am 20. November 1933 tagte eine Konferenz im Weißen Hause, um die Mittel zu besprechen, welche die Arbeitslosigkeit der Frau vermindern könnten. Aehnliche Konferenzen wurden in 23 Staaten der U. S. A. abgehalten und vereinigten jeweils Vertreter der Behörden und Abgesandte der Frauenverbände. In 26 Staaten hat die Regierung eine spezielle Abteilung für weibliche Arbeit, geleitet von einer Frau, eingerichtet, die der staatlichen Arbeitslosenfürsorge angegliedert ist.

Wie wir den „Informations Sociales" des B. J. T. entnehmen, konnten dank dieser Anstrengungen ca. 150,000 Frauen schon am 29. Dezember 1933 mit Hilfsarbeiten beschäftigt werden. Die Art der Arbeit für diese Arbeitslosen ist sehr verschiedenartig: viele arbeiten im Zusammenhang mit den für die arbeitslosen Männer eingerichteten Werken: Bibliotheksarbeit (man weiß, daß Wanderbibliotheken errichtet wurden zwecks Zirkulation in den Arbeitslagern), Schreibarbeiten, hauswirtschaftliche Ueberwachung in den Arbeitskolonien, krankenpflegerische Arbeit daselbst und Aufsicht über die Gesundheitspflege, Leitung von Krippen, Organisation und Ueberwachung von Spielen und andern Freizeitbeschäftigungen, Sammlung und Ausbesserung von getragenen Kleidern für bedürftige Arbeitslose, Anfertigung von Matratzen für die Arbeitslager, Herstellung der gemeinsamen Mahlzeiten in den Lagern, Lehrkurse für arbeitslose Jugendliche etc.

Für alle diese Arbeitsleistungen sind die Frauen angestellt von der dafür zuständigen Behörde (Civil Works Administration) und es ist Vorschrift, daß diesen Frauen gleiche Löhne auszurichten sind wie den Männern.

Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diesen großzügigen Feldzug gegen die Arbeitslosigkeit der Frauen in erster Linie der Initiative und dem eisernen Willen von Miß Perkins, dem Arbeitsminister der Vereinigten Staaten, zuschreiben.

## Zur Lage der deutschen Aerztinnen.

Die Aerztinnen haben eine Erhebung über die Lage ihres Standes durchgeführt, über deren Ergebnis Dr. Grete Albrecht im November- und Dezemberheft der „Aerztin" ausführlich berichtet. Von den 3376 Aerztinnen haben knapp die Hälfte den Fragebogen beantwortet. Aus den Antworten geht hervor, daß

fast 50 Prozent der Aerztinnen verheiratet

sind. Dieses einwandfreie Material berechtigt zur Widerlegung der Behauptung, daß nur ein ganz geringer Prozentsatz der akademisch gebildeten Frauen heirate. Für die Aerztinnen gilt das jedenfalls nicht. Wenn der Prozentsatz der Verheirateten bei den Aerztinnen so relativ hoch ist, so liegt der Grund vermutlich darin, daß gerade im ärztlichen Beruf sich die berufliche Tätigkeit mit den Pflichten als Frau und Mutter durchaus vereinen läßt.

Besonders interessant sind die Ergebnisse, die die verheiratete Aerztin betreffen. Die Geburtenzahl liegt mit einer Kinderzahl von 1,65 pro Ehe über dem Durchschnitt der anderen, wirtschaftlich etwa gleichgestellten Berufsschichten. — Die

berufliche Weiterarbeit

der verheirateten Aerztin ist von besonderer Wichtigkeit, weil mehr als drei Viertel mit Ehemännern in freien Berufen verheiratet sind und daher weder ihre noch die Zukunft der Kinder gesichert ist. 60,7 Prozent sind mit Aerzten verheiratet und fast einstimmig wird die Betätigung im gleichen Beruf von Arztehepaaren von Mann und Frau als eine Bereicherung und Förderung in jeder Beziehung empfunden. Besonders auf dem Lande erweist es sich als wahrhaft segensreich, wenn die Frau in der Lage ist, jederzeit einzuspringen, wenn der Mann über Land ist oder schwierige Fälle zu versorgen sind. Zu erwähnen ist noch, daß etwa der sechste Teil der verheirateten Aerztinnen mit Ehemännern verheiratet sind, die kriegsbeschädigt sind. Ein Viertel davon ist über 50 Prozent kriegsbeschädigt, so daß für diese die berufliche Mitarbeit der Frau besonders notwendig ist.

Es ist mehr als nur bedauerlich, wenn heute wieder von neuem gefordert wird, die Zulassung der Aerztinnen zu beschränken, denn durch derartige gesetzliche Maßnahmen würde

die ärztliche Versorgung der Frauen und Kinder

gefährdet werden. Man soll nicht vergessen, daß die Gefahr besteht, daß Patientinnen, die zu einem männlichen Arzt nicht gehen wollen, und keine Aerztin in erreichbarer Nähe haben, leicht ihre Krankheit verschleppen und dadurch der Volksgesundheit erheblichen Schaden zufügen.

Schon jetzt ist den im Beamtenverhältnis stehenden verheirateten Aerztinnen im weitesten Maße gekündigt worden. Dies zeigen nachstehende Ziffern der Erhebung:

Im Beamtenverhältnis stehen 14 Aerztinnen, und zwar nebenamtlich 8 Aerztinnen

| | | gekündigt |
|---|---|---|
| als Schulärztinnen | 3 | 1 |
| als Fürsorgeärztinnen | 2 | 2 |
| in ärztlicher Lehrtätigkeit (1 Privatdozentin) | 2 | 2 |
| als Leiterin eines Schulheims | 1 | |

Hauptamtlich tätig sind 6 Aerztinnen:

| | | gekündigt |
|---|---|---|
| als Schulärztinnen | 2 | 2 |
| als Stadtärztin | 1 | 1 |
| als Gewerbemedizinalrätin | 1 | 1 |
| als Assistentin | 1 | |

Die unverheirateten Aerztinnen sind bisher zum größten Teil noch in ihren Stellungen belassen worden.

Daß, und wie sehr sich die deutschen Aerztinnen heute nicht nur für ihr Recht auf Arbeit, sondern gegen die Verunmöglichung des medizinischen Frauenstudiums wehren müssen, lesen wir in einer Berichterstattung über die Tagung des Bundes deutscher Aerztinnen in der „Frau". In einem Telegramm an den Reichskanzler wurden die dringendsten Wünsche der Aerztinnen zusammengefaßt. die dahin gehen:

„1. daß für die Besetzung von Assistentenstellen nicht die Frage, ob männlicher oder weiblicher Bewerber, sondern nur das Leistungsprinzip ausschlaggebend sein soll,
2. daß in der neuen Kassenzulassungsordnung der Satz, „daß verheiratete Aerztinnen nicht zur Kassenpraxis zugelassen werden, wenn ihr Ehemann in der Lage ist, seine Familie aus seinem Arbeitseinkommen zu unterhalten und daß die Zulassung verheirateter Aerztinnen ruht, so lange das bei ihnen der Fall ist", nicht aufgenommen werden soll, weil dies im Widerspruch zu den vom Kabinett genehmigten Richtlinien über das Doppelverdienertum steht.
3. daß in der Kassenzulassungsordnung eine staatliche Beschwerdeinstanz vorgesehen wird, da die Handhabung der Kassenzulassung nach den Ausführungen des Reichsführers der Aerzteschaft zur „Abdrosselung des medizinischen Frauenstudiums" führen soll."

Den Aufgabenkreis umschreibt die Präsidentin des Aerztinnenbundes in ihrer Ansprache folgendermaßen:

„Wir glauben, diesen Kampf nicht für uns allein, auch nicht für unsern Nachwuchs allein zu führen, sondern wir glauben, daß ein Staat, der in so gewaltigen Umwälzungen begriffen ist, bei denen er jede überflüssige Härte und Beunruhigung vermeiden möchte, wie der heutige Staat, kein Interesse daran haben kann, den Frauen im Volke ihre weiblichen Beraterinnen in ihren körperlichen und körperlich-seelischen Nöten zu nehmen, sondern viel eher ein Interesse daran, sie zu erhalten. Außerdem bringt der Nationalsozialismus eine Fülle spezifisch weiblich-ärztlicher Aufgaben mit sich, so die gesundheitliche Ueberwachung der weibl. Jugend im BDM und im Arbeitsdienst und die Mütterhilfe. Ferner können die Kolleginnen, die in Säuglingsfürsorgestellen und als Schulärztinnen tätig sind, dem Staat bei der Erfassung der Produktionsstätten der minderwertigen Kinder, aber auch der hochwertigen, außerordentliche Dienste leisten, und ihn in seinem Bestreben unterstützen, die einen der Sterilisation, die anderen wirtschaftlicher Förderung zuzuführen.

Die allerwichtigste Aufgabe aber wird die stille in tausenden und abertausenden von Fällen geübte Propaganda von Mund zu Mund für die Freude am Gebären und Aufziehen von Kindern sein."

## Im Spiegel des Alltags.

Wir geben heute einer Telephonistin das Wort, erfreut, durch den anschaulichen Bericht unsere Leser in diese sonst nicht jedermann zugängliche Arbeitsstätte führen zu können. Wer erzählt uns noch anderes? So manche Tätigkeit in Industrie, Gewerbe, Kunst und Kunstgewerbe, Lehramt usf. harrt noch der Chronistin. (Geeignete Zuschriften sind erbeten und werden hier veröffentlicht, 3—5 Seiten maximum. Red.)

Der Wecker schrillt. 6 Uhr, Tagwacht! Heraus aus den Federn, denn um sieben Uhr fängt mein Dienst an. Kurz vor sieben treffe ich auf dem Bureau ein; rasch geht's in den Garderobenraum, wo Mantel und Hut im Schrank versorgt, die Schürze angezogen und die Schuhe gewechselt werden. Wir dürfen nämlich niemals in Straßenschuhen arbeiten, des Lärms und des Staubes wegen. So, nun noch das „Geschirr", d. h. die Garnitur, bestehend aus Brustmikrophon und Kopfhörer, die vor dem Betreten der Zentrale aufgesetzt werden muß, und ich betrete den Arbeitsraum. Mit freundlichem Gruß empfängt mich die Telephonistin, welche Nachtdienst gemacht hat. Einige kurze Bemerkungen über besondere Vorkommnisse, dann nehme ich ihren Platz ein.

Die Arbeitsstätte.

Meine Arbeitsstätte ist eine Zentrale II. Klasse in einer kleinen Stadt, wo die Arbeitsbedingungen von denjenigen eines großen Amtes wesentlich verschieden sind. „Aha, da ist es wohl weniger streng," denkt der Laie. Nein, das nicht, nur ist die Arbeit viel weniger aufgeteilt. Anhand von Statistiken wird immer wieder die notwendige Besetzung der Arbeitsplätze festgestellt, jede Art von Verbindungen hat ihren gewissen Wert, der in Arbeitseinheiten ausgedrückt wird. Es ist ja klar, daß eine Ortsverbindung nicht gleich viel zu tun gibt wie eine Fernverbindung; der Wert der ersten ist auf 0,5 Arbeitseinheiten festgesetzt, derjenige der letztern auf 2,4 Einheiten für den größten Teil. Da jede Telephonistin eine Normalleistung von 100 Arbeitseinheiten pro Stunde erreichen soll, müßten also z. B. von ihr in dieser Zeit 200 Ortsverbindungen hergestellt werden.

Weil es Winter ist, bleibe ich eine Stunde allein, wenn es nottut, ist draußen im Telegraphenraum eine Kollegin, die mir zu Hilfe kommen kann. Da sitze ich nun an meinem Umschaltschrank. Der Stecker meiner Garnitur ist in eine Steckdose gesteckt, ich bin also buchstäblich angebunden. Senkrecht vor mir aufsteigend und sich nach links und rechts fortsetzend sind die Flächen mit den Anruflämpchen und den zugehörigen Stecklöchern, Klinken genannt, in welche die Stöpsel zur Herstellung der Verbindungen gesteckt werden. Direkt vor mir ist die Tischfläche des Umschaltschrankes, darin sind die Stöpselpaare zur Herstellung der Verbindungen, die Schlüssel und Taster zum Sprechen und Aufläuten angebracht. In unserer Zentrale haben wir den sogenannten Universaldienst, d. h. jede Telephonistin kann alle Verbindungen sogleich herstellen, wenn nicht gerade die betreffenden Leitungen besetzt sind.

Was habe ich zu tun?

„Nummer bitte?" „Zwo-siebenundvierzig." So ungefähr wiederholt sich das bei der Herstellung von Ortsverbindungen. Wenn dagegen die Aufruflampe einer auswärtigen Zentrale erscheint, so melde ich mich mit dem Ortsnamen. Auf deutliche Wiederholung wird größter Wert gelegt, ebenso selbstverständlich auf freundliche und prompte Bedienung. Gleichzeitig ist fortwährend auf richtige Notierung und Taxierung der Gespräche zu achten. Bei uns werden einzig die Lokalgespräche auf Zähler registriert, was bei Gesprächsschluß durch Druck auf einen Taster bewirkt wird. Alle Ausgangsgespräche müssen auf Kärtchen, sogenannte Tickets, notiert werden, die nachher zur Aufstellung der Rechnung, sowie für statistische Zwecke dienen. Die Kontrolle der Gespräche erfolgt durch Telephonometer, das sind Uhren, die in viermal drei Minuten eingeteilt sind. Bei 2½ Minuten erscheint ein Lichtsignal und glüht bis einige Sekunden über drei Minuten: bei seinem Erlöschen muß das Gespräch doppelt berechnet werden, falls nicht vorher abgeläutet worden ist.

Gerade dieses Nebeneinander von Bedienen und Schreiben fällt dem Laien auf, wenn er der Arbeit in einer Telephonzentrale zusieht. In neuern Aemtern werden nunmehr immer mehr Gespräche auf die Zähler registriert, bis zu den 50er und 70er Taxzonen. Das ist eine große Vereinfachung für Dienst und Rechnungswesen, während anderseits für den Kunden sich die Fälle mehren, wo wegen der automatischen Zählung die Möglichkeit der Taxauskunft fehlt.

Nun ist es acht Uhr. Weitere Kolleginnen erscheinen und nehmen an den andern Pulten Platz. Da ich vorher allein war, hatte ich die Nachtglocke eingeschaltet, um die Anrufe wahrnehmen zu können, da ich von meinem Platz aus nicht sämtliche Lämpchen sehen kann. Diese Nachtglocke ertönt, sobald ein Aufruflämpchen glüht, solange, bis es wieder verlöscht, was geschieht, sobald der Abfragestöpsel in das betreffende Steckloch (Klinke) gesteckt wird. Tagsüber wird die

---

daß man sie im Kostüm der Iphigenie in den Sarg lege.

Die Iphigenie war, was die Wolter im höchsten Maße zu sein wünschte, nicht, was sie im allerhöchsten Maße war: sie war der Zügel, den sie, goethewarm wie das Zeitalter, ihrer Leidenschaft anlegte, nicht die Leidenschaft, die unter dem Zügel raste. Ihr Talent war in dieser Rolle größer als ihr Genie, und wenn man von Schiller geistreich gesagt hat, daß er Talent zum Genie hatte, so kann man im Gegenteil von der Iphigenie der Wolter sagen, daß sie Genie zum Talent besaß. Das „Apollinische" und das „Dionysische", um die von Nietzsche geschaffene Unterscheidung zu gebrauchen, lag gleichermaßen in ihr, und wo immer sie dieses widersprechende Paar gegensätzlicher Veranlagung unter dem Traumhimmel ihrer Kunst zusammenführte, ergab sich die schönste Hochzeit. Ihre herrliche Stimme, ihre nicht immer richtige, aber immer melodische Versbehandlung — die Wolter in Prosa war nur die halbe Wolter — ihre malende Gebärdensprache, der Gemeinschnitt des Gesichtes: all das war bloß der äußere Ausdruck für das in einem ewigen Rangstreit begriffene Doppelelement ihres Wesens, an dem Himmel und Hölle gleichen Anteil hatten. Königin und Buhlerin in einem, war die Wolter am größten, wenn sie beides zugleich sein konnte: als Messalina, als Maria Stuart, Kleopatra, Medea oder auch als Adelheid oder Lady Macbeth, wo sie Macbeths Mordtat zu einem Akt seiner Hörigkeit machte. Im modernen Fach war sie nur eine Griechin auf Urlaub. Sie trug dann gleichsam ein unsichtbares Peplum über der zeitgemäßen Turnüre, das im Lustspiel höchstens unfreiwillig komisch wirkte. Im ernsten Stück fielen die Frauen von Rasse und einer dunkeln Vergangenheit in den Bereich ihrer Dämonie, die aus einer heißen Triebseligkeit erwuchs. Es war etwas Hinreißendes in der Art, wie sie die Urgewalt der Leidenschaft ausdrückte, doch auch etwas Reißendes, das an Raubtiere denken ließ. Die „Tigerherzige" nennt ihre Margareta von England ein zeitgenössischer großer Kritiker — Minor — und mit einem Löwen zu Füßen malt sie Makart. So gewaltig sieht sie die Mitwelt, ohne dabei den Reiz der Frau zu übersehen. Er blieb ihr bis zuletzt treu, und noch, wenn die Sechzigjährige als Adelheid von Waldorf, auf der Treppe emporsteigend, zurückgewendeten Hauptes den ihr nachblickenden Franz verführte, hießen alle Jünglinge auf der Galerie plötzlich Franz. Dabei war ihre große Kunst, wie alle große Kunst, im Grunde ganz unkompliziert. Einer jungen Dame, die sie fragte, welche Auffassung sie ihrer Darstellung der Sappho zugrunde lege, erwiderte sie nicht im griechischen, sondern im wienerischen Tonfall: „Gar keine Auffassung, mein liebes Kind. Ich spiel' eine ältere Frau, die das Unglück hat, in einen jungen Menschen verliebt zu sein."

Bändigung des nicht zu Bändigenden, das war der Wolter-Stil. Es lebte ein ungemeiner Kunstwille in ihr nebst einem ungeheuren Naturalismus. Höchster mimischer Ausdruck ihres imperialistisch-aristokratischen Zeitalters wußte diese kaum mehr als mittelgroße, zuletzt sogar rundliche Frau, die bei Lebzeiten doch niemand rundlich zu nennen gewagt hätte, besser als jede andere, was man jetzt wieder zu begreifen beginnt: daß zwar das Gute im Wege des Mehrheitsbeschlusses entstehen kann, daß aber das Schöne immer nur der Tyrann schafft; und auch jeder große Künstler ist ein Tyrann. Die Wolter war es in einem grandiosen Ausmaß. Wenn sie als Messalina die überlieferten Worte hämmernd sprach: „Mich und ihn, den Erdkreis unter meine Füße treten!", so trat sie, mit abwärts gestoßenem Zeigefinger des hocherhobenen rechten Armes, den Erdkreis sichtbar unter ihre Füße. In solchem Aufschrei war die ganze Wolter: die Gebärde, aber auch das Profil das über dieser Gebärde stand. Es war tonangebend und formbildend für ein ganzes Zeitalter, und das mit Recht. Denn kaum jemals in der gesamten Theatergeschichte hat es ein Profil gegeben, das so sehr das Profil seiner Zeit und dabei so schön war.

### Zu Alfred Birsthalers

## „Mea culpa", ein Bekenntnis.*

„Das Wunder kann nur geschehen, wenn wir vorerst alles von uns erwarten und fordern. Als Begegnung unseres Willens mit dem Willen Gottes tritt es in Erscheinung."

„Das nämlich ist die ungeheure Aufgabe, vor die der schuldige Mensch gestellt wird, daß er größer werden muß als seine Schuld, wenn er über sie hinwegkommen, ihr nicht erliegen will."

(Alfred Birsthaler.)

Diese Geschichte erzählt ein Verbrechen und die Lebensentwicklung eines Verurteilten. Sie ist kein Roman und hat nichts Sensationell-Kriminelles an sich; wer dies darin sucht, muß das Buch nicht zur Hand nehmen. —

Wenn man sich aber einmal eingehend mit dem Verbrecher-Motiv in der Literaturgeschichte abgegeben hat, weiß man, wie alt es ist. Es hat sich in seiner Auffassung, in seiner Ausdrucksform, — im Wandel der Zeit, — in der Individualität der Dichter immer wieder verändert. So geht dieser Weg weit zurück, — zu Aristoteles, zu Shakespeare und Schiller, die das Kriminelle in dramatischer Form, in großen, leidenschaftlichen Zügen behandeln, — zu Lessing, — den Romantikern, — Goethe, der (nach Grimm) einmal gesagt haben soll: von allen Verbrechen könne er sich denken, daß er sie begangen habe. Alle Laster sehe er als möglich an sich selber an (nur den Neid ausgenommen): — zu Kleist, — Hebbel (der das Menschlich-Paradoxe betont); zu Ibsen, der in der Betrachtung des Kriminellen komplizierter wird, und auf seine verschlungenen, pathologischen Zusammenhänge hinweist, — zu E. Th. A. Hoffmann, der vielleicht in seiner „Fräulein von Scuderi" die schönste Verbrechernovelle überhaupt schrieb, und als Vorläufer psychoanalytischer Kenntnis gelten kann, — — zu Oscar Wilde endlich, der durch seine „Aufzeichnungen aus dem Zuchthaus in Reading", und seine „Ballade vom Zuchthaus", ein wundervoll dichterisch-ästhetisches (wenn auch von streng-ethischem Standpunkt wenig glaubhaftes) Kunstwerk schuf. Ganz im Kontrast zu Wilde steht Tolstoi, der immer dem ethischen Element vor dem künstlerischen den Vorrang gibt. Dies sind nur fragmentarisch-skizzenhafte Hinweise auf das Verbrecher-Motiv in der Literaturgeschichte überhaupt. — So führt der Weg auch in die Neuzeit und Gegenwart hinein, über Conrad Ferdinand Meyer, — Leonhard Frank, und viele andere, — zu dem so erschütternden, von tiefster Menschlichkeit durchdrungenen und nach Gerechtigkeit ringenden Roman Jakob Wassermanns: „Der Fall Maurizius". (1928.) —

Hier aber handelt es sich um die Geschichte des Schweizers Alfred Birsthaler: „Mea Culpa", die im Herbst 1933 erschien und in ihrer Fassung vielleicht am ehesten in direkter Beziehung zu zwei Kriminalwerken steht, nämlich: zu Victor Hugos „Le dernier jour d'un condamné" (1828), und Léon Boyys „Le crime d'Alexandre Lenoir", die beide ihre Helden als Verbrecher, ihr Selbstbekenntnis erzählen lassen, — es in einem schonungslos-herben Wahrheitsdrang tun, — in der Art einer „intellektuellen Autopsie", — wenn auch Victor Hugo und Boyy dichterisch-künstlerisch das Buch Birsthalers weit überragen. — Und nun zu Birsthalers Geschichte selbst: der Sohn eines Steinhauers, — 1890 geboren, in Armut, aufgehäuften, ungerechten Bestrafungen, — beengter, katholisch-religiöser Erziehung, und unzähligen Demütigungen in Elternhaus und Schule, von Lehrer und Pfarrer, — aufgewachsen, begeht mit

* Schweizer Spiegel-Verlag, Zürich.

Glocke ausgeschaltet, da das ewige Läuten für die Nerven unerträglich wäre. Hinten an jedem Arbeitstisch ist eine sogenannte Pilotlampe, eine größere Aufruflampe, welche glüht, sobald irgendein Teilnehmer- oder interurbanes Lämpchen am betreffenden Platz leuchtet. Da sich auch die Schluß- oder Ueberwachungslämpchen in der Nähe befinden, braucht die Telephonistin nicht weit umher zu schauen, um alle Anrufe sofort beantworten und die Verbindungen rechtzeitig trennen zu können.

Der Aufsichtsdienst.

Um acht Uhr tritt auch die Aufsicht ihren Dienst an. Sie hat für eine reibungslose Abwicklung der Arbeit zu sorgen, Aufträge entgegenzunehmen, etwa bei Abwesenheit von Teilnehmern, Auskünfte zu erteilen und sich mit den etwaigen Reklamationen zu befassen. Jede Auseinandersetzung mit Teilnehmern ist den Telephonistinnen untersagt, sie müssen bei allen Differenzen mit dem Publikum sofort die Verbindung mit der Aufseherin herstellen, welche dann die Sache entweder selbst zu erledigen oder in wichtigeren Fällen an den betriebsleitenden Chef oder Beamten zu überweisen hat. Sie hat die Arbeit der Telephonistinnen zu überwachen und zu kontrollieren, daß die Vorschriften innegehalten werden. Zu diesem Zwecke sind Einrichtungen am Aufsichtstisch vorhanden, welche der Aufseherin gestatten, sich auf die Arbeitsplätze und Leitungen einzuschalten, ohne daß die darauf arbeitende Telephonistin es merkt. Das Resultat dieser Beobachtungen wird auf besondern Formularen eingetragen, welche von den beobachteten Beamtinnen nachher eingesehen und unterzeichnet werden müssen. Diese Beobachtungen werden von Zeit zu Zeit wiederholt, das Ergebnis zusammengestellt und die Formulare an die Generaldirektion geleitet. Sie sind mitbestimmend für die Vornahme von Beförderungen.

„Ach, Telephonistin sein, das ist doch ein interessanter Beruf, was man da nicht alles hört!" Diese Meinung wird oft geäußert. Vielleicht haben aber die einen oder andern Leser schon aus dem Vorstehenden den Eindruck gewonnen, daß es damit nicht weit her sein kann, einmal weil eine ganz bestimmte Arbeitsleistung verlangt wird, die nicht zu knapp bemessen ist und sodann wegen der Beaufsichtigung. In der Tat gehört es vor allem auch zum Pflichtenkreis der Aufsicht, hier zum Rechten zu sehen. Wird eine Telephonistin ohne dienstliche Notwendigkeit beim Mithören von Gesprächen ertappt, so drohen ihr strenge Strafen, im Wiederholungsfall sogar die Entlassung und zwar auch ohne daß sie von dem Gehörten irgendwie Gebrauch gemacht hat. Selbstverständlich wird auch jede junge Gehilfin gleich beim Eintritt in die Verwaltung auf das Telephongeheimnis verpflichtet.

Der weitere Tageslauf.

Meine heutige Vormittagsschicht dauert von 7 bis 13 Uhr. Im Laufe des Vormittags habe ich eine Viertelstunde Pause. Diese wird in allen größern Zentralen für jede Dienstschicht von 3½ und mehr Stunden gewährt. Nicht nur könnte man sonst keinen Augenblick vom Pult weg, sondern es ist auch das Einnehmen von Erfrischungen am Arbeitsplatz untersagt, mit gutem Grund, da sonst die technischen Einrichtungen leiden könnten, wenn Speiseresten, Brotkrumen etc. ins Mikrophon und auf den Tisch fallen würden. Auch das Schwatzen ist untersagt und zwar nicht nur dasjenige über den Draht mit auswärtigen Kolleginnen oder mit Teilnehmern, sondern auch dasjenige mit den Nebenarbeiterinnen. So ist die Telephonistin wirklich einer strengen Disziplin unterworfen und freudig begrüßen wir die freie Viertelstunde, wo man die steif gewordenen Glieder strecken, einen kleinen Zwischenimbiß nehmen oder etwas lesen darf. Die Pause wird im Garderobe- und Aufenthaltsraum zugebracht. Große Aemter wie z. B. Zürich haben eigene Erfrischungsräume mit Bedienung, wo Milch, Tee und etwa Weggli erhältlich sind.

Die Pause ist vorüber. Ich kehre in die Zentrale zurück und nehme meinen Platz wieder ein. Ein kleiner Zwischenfall: Ein Teilnehmer hat eine auswärtige Verbindung verlangt, erhält sie aber nicht gleich, weil die betreffende Nummer besetzt ist. Er selbst spricht unterdessen auch wieder mit jemand anders. Nach beendetem Gespräch reklamiert er in gereiztem Tone, weshalb man ihm Bern 29636 immer noch nicht gebracht habe. Auf meine Antwort fängt er an zu schimpfen und ich verbinde sofort mit der Aufsicht, welche Mühe hat, den Aufgeregten zu beruhigen. Das ist ein ziemlich häufiger Fall, daß die Abonnenten nicht begreifen können, weshalb sie die gewünschten Verbindungen nicht erhalten, während sie doch selbst die ganze Zeit am Apparat stehen und ihren Anschluß besetzt halten mit andern Gesprächen. Dieser Zwischenfall von heute ist noch harmlos, wir müssen oft faustdicke Grobheiten in Empfang nehmen und manchmal ganz unverdienterweise. Selbstverständlich kann uns auch einmal ein Fehler unterlaufen, aber wir werden streng dazu verhalten, uns zu entschuldigen und Fehltaxierungen werden sofort rückgängig gemacht.

Vom Nachtdienst.

Um 12 Uhr werden alle meine Nebenarbeiterinnen abgelöst. Nur ich muß bis 13 Uhr ausharren, das ist der Dienst vor dem Nachtdienst. Nachher bin ich frei bis 22 Uhr, wo ich zum Nachtdienst antreten muß, der bis morgens 7 Uhr dauert. Da ist ein freier Nachmittag vorher wohl notwendig, sei es, um etwas vorzuschlafen oder frische Luft zu genießen, sei es, um teilweise zu Hause auch etwas zu tun, denn die wenigsten unter uns können neben dem Dienst einfach die Hände in den Schoß legen.

Wie verläuft nun der Nachtdienst? Normalerweise läßt sich darüber nicht viel sagen. Zuerst gibt es neben dem Bedienen noch allerlei wegzuräumen, Tickets zu stempeln und zu zählen, Statistikzähler abzulesen und ähnliche Dinge. Dann müssen die Pulte und Apparate sorgfältig abgestaubt werden, an den Arbeitsplätzen wieder genügend Tickets für den Morgen aufgelegt werden und so weiter. Just ein Spaß ist es nicht, so allein auf dem Bureau zu sein die ganze Nacht hindurch. Manchmal gibt es auch ankommende oder abgehende Telegramme zu besorgen. Der Betrieb am Telephon ist etwa von 23 Uhr an an gewöhnlichen Abenden nicht mehr lebhaft, doch gibt es immerhin kaum eine Stunde die Nacht hindurch ohne Aufrufe. Dabei ist diesen nächtlichen Verbindungen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, erstens müssen Fehlaufrufe vermieden werden, weshalb man sich zu späterer Stunde immer auch den Namen nebst der verlangten Nummer nennen läßt. Da man den Teilnehmern gewöhnlich auch länger läuten muß als tagsüber, gibt jedes einzelne Gespräch mehr Arbeit. Ziemlich kritisch wird die Sache, wenn etwa ein Brandfall eintritt und die Feuerwehr alarmiert werden muß. Zu diesem Zweck haben wir einen besondern Apparat, an dem je acht Feuerwehranschlüsse mit einander angerufen werden können. Das gibt gewöhnlich eine Schinderei, bis in der allgemeinen Aufregung, die die Leute dabei ergreift, jedem klar geworden ist, wo es brennt. Bei Großalarm hat das ganze Personal die Verpflichtung, unverzüglich sich aufs Bureau zu begeben.

Gewitter- und Sturmnächte sind gleichfalls eine sehr ungemütliche Sache, weil sie viel Störungen verursachen. Gewitter sind zudem auch in dem Sinne gefährlich, daß die elektrischen Entladungen Gehörschädigungen verursachen können. Deshalb antworten die Zentralen bei nahen und starken Gewittern eine Zeitlang nicht oder nur auf den Kabelleitungen, die nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.

Morgens um 7 Uhr werde ich nach dem Nachtdienst abgelöst. Vorher notiere ich alles Bemerkenswerte in ein Heft, die Anzahl der hergestellten Verbindungen, besondere Vorfälle, erledigte Weckaufträge und Aehnliches. Wir müssen nämlich in sehr vielen Fällen auch als Wecker fungieren, ein Wecker, der den Schläfer nicht einfach sich auf die andere Seite drehen läßt, sondern nicht ruht, bis er sich am Telephon gemeldet hat.

Nach dem Nachtdienst sind wir auf unserm Amt den ganzen Tag frei, um am folgenden Tag eine 9stündige Tour von 12 Uhr an bis 22 Uhr zu absolvieren. Mit den 6 Stunden vormittags vor dem Nachtdienst und mit diesem selber macht das im Mittel der drei Tage wieder acht Stunden täglich, unsere Normalarbeitszeit.

Licht- und Schattenseiten.

Der unregelmäßige Dienst hat natürlich seine großen Schattenseiten vor allem für die Gesundheit. Ueberhaupt setzt unsere Arbeit eine robuste Konstitution voraus.

So große Anforderungen in vielen Beziehungen unsere Arbeit auch stellt — in welchem Beruf wäre dies übrigens heutzutage nicht der Fall? — so habe ich sie doch lieben gelernt. Wenn man sich überlegt, welch gewichtigen Faktor das Telephon im modernen Leben darstellt, so fühlt man sich so recht als nützliches Glied des Volkes. Dazu ist unser Beruf einer derjenigen, die niemand dem weiblichen Geschlecht streitig macht.

Der modernen Entwicklung der Technik ist es vorbehalten, uns durch die Automatisierung nun neuerdings schrittweise aus unserer Arbeit zu verdrängen. Wohl bringt die Automatik auch uns Vorteile — ich denke an den Wegfall des geisttötenden, einseitigen Lokaldienstes in großen Aemtern — aber anderseits ist sie unsere gefährlichste Konkurrentin. Doch glauben wir nicht, daß sie uns je ganz zu verdrängen vermag. Einstweilen tun wir unverdrossen weiter unsere Pflicht und sind überzeugt, daß eine gute Handbedienung auch heute noch der seelenlosen Maschine überlegen ist.

-n.

---

# Kurzfristige Kurse.

Eine Warnung.

Seit einigen Jahren wird auf dem Gebiete des beruflichen Bildungswesens sehr intensiv gearbeitet. Die beruflichen Fortbildungsschulen bemühen sich, gestützt auf das neue eidgenössische Berufsbildungsgesetz, ihren Unterricht ganz den Bedürfnissen der praktischen Berufslehre anzupassen und gesonderte berufliche Fachklassen einzurichten. Die Berufsverbände widmen ebenfalls der Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses die größte Aufmerksamkeit, indem sie verbindliche Lehrpläne für die ganze Lehrzeit aufstellen, um damit eine möglichst einheitliche Ausbildung der Lehrlinge zu gewährleisten. Die Lehrabschlußprüfungen können auf diese Weise in der ganzen Schweiz immer mehr nach gleichen Grundsätzen durchgeführt werden, was für das spätere Fortkommen der berufstätigen jungen Leute von größtem Vorteil sein dürfte.

Während wir uns also aufrichtig freuen können über die Fortschritte, die in der fachlichen Ausbildung in den meisten Berufsgruppen zu verzeichnen sind, so müssen wir zu unserm Bedauern feststellen, daß die sogenannten Kurzfristigen Kurse, ganz besonders in der

Berufsausbildung der Mädchen,

immer noch eine oft verhängnisvolle Rolle spielen. Erfinderisch wird jede Gelegenheit auskundschaftet, die „eine gründliche Ausbildung in kürzester Frist" verspricht. Daß solche „Schnellbleichen" verhältnismäßig sehr viel kosten, schreckt viele Leute nicht zurück, sie vertrösten sich eben damit, daß die Tochter dafür viel rascher ans Ziel gelange und bald eine gutbezahlte Stelle haben werde. Während man sich bei der Berufsausbildung des Sohnes ganz richtig sagt, daß eine gründliche Lehrzeit und eine gute Weiterbildung unumgänglich nötig sind zur Erlangung der beruflichen Tüchtigkeit und zur Schaffung einer befriedigenden Existenz, soll bei der Tochter eine kurze Ausbildung genügen.

„Ueseri Töchter sött es Brüefli ha" — sagte kürzlich eine Mutter in der Sprechstunde. Das kennzeichnet die Auffassung, die über die Berufsausbildung der Mädchen vielfach herrscht und welche die Eltern so oft verleitet, auf die verlockenden Zeitungsinserate von kurzfristigen Kursen einzugehen. Zu spät kommen sie dann zu der Einsicht, daß es nicht möglich ist, in wenigen Wochen oder Monaten einen Beruf umfassend zu erlernen, sich die nötige Fertigkeit und Sicherheit anzueignen, die im Berufsleben verlangt wird. Verantwortungsbewußte Arbeitgeber werden heute keine Leute mehr einstellen, die sich nicht über eine richtige Berufslehre ausweisen können. So werden diese Mädchen froh sein müssen, wenn sie nur einen untergeordneten, schlecht bezahlten Posten finden und die wenigsten von ihnen werden sich einen Aufstieg im Beruf erkämpfen können. Die versäumte gründliche Ausbildung später noch nachzuholen, ist schwer und braucht seltene Energie.

Es gibt solche 3—6 Monatskurse auf dem Gebiete des Handels, der Kinderpflege, des Gewerbes, z. B. für Coiffeusen, Masseusen und andere mehr. Bekannt sind auch die Servierkurse von 8—10tägiger Dauer. Es ist nicht zu bestreiten, daß in vielen dieser Kurse wertvolle Kenntnisse erworben werden können, sie ersetzen jedoch niemals eine Berufslehre und sollten namentlich nicht jungen Mädchen, die das Leben noch vor sich haben, als Ersatz für eine Lehre empfohlen werden. Die einen Kurse mögen genügen für den Hausgebrauch, die andern bieten einer jungen Tochter Gelegenheit, Einblick in ein Berufsgebiet zu nehmen und sich dadurch über Berufseignung- und -neigung klar zu werden. Viele Spezialkurse sind wertvoll zur Ergänzung einer Berufslehre, so z. B. ein Zuschneidekurs für die Damenschneiderin, ein Kurs für Schaufensterdekoration für die Verkäuferin, ein Servierkurs für das Zimmermädchen. Die Berufsberatungsstellen erteilen gerne Rat und Auskunft über die zweckmäßigste Art der beruflichen Ausbildung.

A. Walder.

# Was sagt die Leserin?

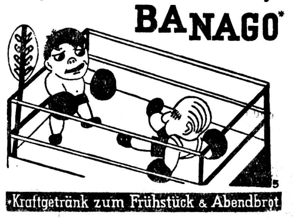
Wir erhalten folgende Zuschrift, die auf kleinem Platze große Fragen berührt. Die zuletzt erwähnte Frage soll gelegentlich hier noch ausführlicher behandelt werden.

**Tierschutz und Menschenschutz.**

Je nach der Laune der Frauenmode werden Dinge in den Handel gebracht, deren Gewinnung nur durch äußerste Grausamkeit gegen Tiere ermöglicht wird. — Früher trugen viele Damen echte Reiherfedern, ohne zu ahnen, daß diese meist nur während der Brutzeit der Vögel erbeutet werden können und die Jungen erbarmungslos dem Hungertode ausgeliefert werden. — Von jeher und auch nach der jetzigen Mode wird der echte Astrachanpelz außerordentlich geschätzt und entsprechend bezahlt. Stolz tragen ihn Frauen, die sich dessen schämen würden, wenn sie wüßten, mit welcher Grausamkeit das Muttertier gemartert wird, um ihm sein Junges vor der Geburt zu entreißen. Oft sollen beide dabei zugrunde gehen. — Das Dasein mancher Kreatur wäre zu verbessern, wenn wir es nur wollten. — Hierzulande trifft man keinen Fuhrmann ohne Peitsche. In Norwegen ist der Gebrauch von Geißeln zum Antreiben der Pferde verboten. Diese Maßnahme ist dem Frauenstimmrecht zu verdanken. Wie man sich überzeugen kann, sind Zugtiere sehr gut lenkbar ohne rohe Behandlung. — Auch in der menschlichen Gesellschaft gibt es Geschöpfe, die vermehrten Schutzes bedürfen. — In Solothurner Zeitungen steht die erschütternde Meldung von der Verurteilung einer Kindsmörderin. Sie schließt mit der Bemerkung, daß der außereheliche Vater ganz unbehelligt bleibe, da leider gar keine Handhabe vorhanden sei, ihn mitverantwortlich zu machen. — Wir huldigen zwar nicht mehr dem Code Napoleon, welcher die Suche nach der Vaterschaft verbietet; aber ein Hintertürchen läßt unser Gesetz doch offen für denjenigen, der sich dieser gerne entzieht. Wie lange wird es noch dauern, bis jener Gesetzesparagraph nach der immer und immer wieder geltend gemachten Forderung der Frauenverbände abgeändert wird, die festsetzt, daß in Fällen des Zweifels über die Vaterschaft nicht wie bis anhin alle straflos ausgehen, welche mit der Mutter verkehrt haben, sondern kollektiv haftbar gemacht werden? Dies würde manchen Burschen abschrecken, mit leichtsinnigen Frauen zu verkehren, und Verzweiflungstaten außerehelicher Mütter könnten verhütet werden.

Die nordische Gesetzgebung hat uns auch hier vorgearbeitet und die Schweiz. Frauenvereine werden hoffentlich nicht ruhen, bis diese berechtigte Forderung des Mädchenschutzes erfüllt ist.

bt.

**BASEL**

P 1489-1 Q **Hotel Baslerhof**

**Christliches Hospiz, Aeschenvorstadt 35**

Bestbesuchtes Familienhotel. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließendem Wasser von Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration. Eigene Konditorei. Reduzierte Preise


---

19 Jahren einen Raubmord, wird angeklagt, und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. —

Nach fünf Jahren dieser Strafe reift in ihm der Plan, seine Lebensgeschichte zu schreiben; bei dem „schmalen gelben Lichtstreifen, welcher von der Lampe im Hof schräg durch die Jalousie der Blende auf die Gesimsbank" seiner Zelle fällt. „Ein mühsames Unterfangen, doch erlangt man durch lange Uebung auch hierin eine gewisse Fertigkeit, Lese- oder Schreibestellen ohne allzu empfindliche Störung stets genau in dem kaum zwei Zentimeter breiten Lichtfelde zu halten." —

Es ist wichtig, diesen Umstand des schreibenden Sträflings festzuhalten, der so als Schriftsteller ein Werk veröffentlicht, das als ganz persönliches Dokument und Verbrecher-Bekenntnis an die Menschheit weitergegeben und ausgeliefert wird. —

Um seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen, opfert dieser Sträfling ganze Nächte, erleidet er Kälte, — aber es ist ihm vor allem daran gelegen, daß „die befreiende Macht des Wissens über alle Hemmnisse und Hindernisse eines sowohl äußeren wie auch inneren widerwärtigen Schicksals hinweg", ihn allein einem befreienden und erlösenden Ziel entgegenführe. Da er in dieser Haft „die Macht des erhellten Gedankens und den Segen geistiger Arbeit" an sich erfahren hat, — gilt es, den eigenen Lebensspuren bis in die Kindheit und Jugendzeit nachzuspüren, — der Veranlagung, Vererbung, den Einflüssen von Milieu, — von Erziehung im Elternhaus und in der Schule, von Erziehern und Klassengenossen. Nur in diesem Sich-Zurückerinnern, — in diesem genauen und gewissenhaften Nachsinnen über die Vergangenheit, in einer nüchternen Selbstschau und Ueberschau einer gelebten Jugendzeit, kann Licht und Klärung fallen auf den Ursprung einer unglücklichen Tat, die zum Verbrechen wurde. Man weiß, trotz allen Nachforschungen, Untersuchungen und Erläuterungen von Psychologen und Pädagogen, — von den Psychoanalytikern insbesonders, in weitsichtiger Pionierarbeit, — wie schattenhaft-unaufgeklärt immer noch diese Ursprünge und Untergründe einer verbrecherischen Tat sind. —

Alfred Birsthaler erzählt seine Geschichte schlicht und anspruchslos, — wenn er sich auch im Gefängnis mit philosophischen Schriften und Anschauungen beschäftigt. Er erzählt sie nicht als der zerebral-raffinierte Psychologe, der seine geistige und seelische Analyse in leidenschaftlicher Konzentration und Ausdauer steigert, (wie etwa Léon Bopp in „Le crime d'Alexandre Lenoir"); auch nicht als Künstler, der seine individuell-ästhetische Begabung in Auffassung und Stil ausgießt. Hier kann man nicht im Besondern von einem Dichter, und von einem dichterischen Werk sprechen, wenn auch Birsthaler in „Mea culpa" eine sichere, gewandte Sprache besitzt, die nur zuweilen in der Ausdrucksweise ein wenig ausladend-schwerfällig wird. — Wie eindrucksvoll aber und erschütternd richtet sich dieses Buch ganz besonders an die Erzieher der Jugend, an die Eltern, — die Lehrer- und Priesterschaft, an den geistigen Einfluß von Schule und Kirche, — an jeden ernsten, mit Verantwortung bewußten Menschen überhaupt. Denn es seien von den schädlichen Einflüssen dieser Jugend hier nur einige genannt: stundenlange Andachten und Gebete, die nur pflichtgemäß, und deshalb oberflächlich und gedankenlos verrichtet werden; — die Lehre der Prädestination, die jede Gedanken- und Handlungsfreiheit hemmt, und so für den Knaben zum Verhängnis wird; — ungerechte Bestrafungen, die Minderwärtigkeitsgefühle auslösen, — Begierden, die immer unterdrückt, zu immer neuer Schuld und Furcht führen. Wenn nun der Knabe verschiedene Stehlereien begeht, findet er keinen Mut, sein gedrücktes Gemüt durch ein Schuld-Bekenntnis zu befreien, sondern läßt sich viel eher durch die Beruhigung einlullen: „Was soll alles Ringen, wenn du von Ewigkeit her verdammt bist?" — So in sich steigernder Armseligkeit des Elternhauses, — mit Verachtung und Hohn von Lehrer, Priester und Kameraden behandelt, von epileptischen Anfällen heimgesucht, verstrickt in seelischer Schwäche und Schuld, — dem Alkohol hingegeben, — sinkt dieser junge Mensch immer tiefer ins Elend: durch einen Lotteriebetrug, veranlaßt, begeht er einen Raubmord.

Aber wie ist nun diese Idee im Hirn des jungen Menschen entstanden; wie wurde aus der Idee die Tat als Verbrechen? Die Psychoanalyse weiß eine Antwort zu geben, und trifft sich darin mit Nietzsche: daß des „Verbrechers Tat aus Schuldbewußtsein" geschieht, (wenn auch Freud nicht alle Verbrechen daraus erklärt), und neuere psychoanalytische Untersuchungen seine reformierenden Ideen in das gesamte Justizwesen einzuführen trachten. (So gibt Fritz Wittels Ruf, in: „Die Welt ohne Zuchthaus" (1928) zu denken: „Befreit die Kinder, und ihr werdet die Ketten der Sträflinge sprengen". Man kann aber auch die Frage aufwerfen, ob nicht auch aus Kindern, die in Verpflegung und Verwöhnung übersättigter Erziehung aufwachsen, Verbrecher hervorzugehen vermöchten? —)

Und Alfred Birsthaler selbst, der die Schuld, oder etwa eine Abschwächung und Entschuldigung derselben weder in den äußern Umständen, noch bei den andern sucht, — sondern allein in seinem Ich, steht immer noch unter dem Einfluß des Prädestinationsglaubens: auch seine verbrecherische Tat also findet darin Erklärung und Rechtfertigung. Jetzt noch. Später freilich geschieht eine gewaltige Wandlung in der vollen Erkenntnis des „Mea culpa". Aber auch noch nach der Tat ist psychologisch interessant zu beachten: die verhältnismäßige Ruhe des Täters. — Kommt sie aus der Gewißheit der „Vorausbestimmung", — oder kommt sie aus einer Befreiung eben durch die Tat? (Man denke an die seelische Erleichterung nach der Tat bei Rodion Raskolnikoff in Dostojewskis „Schuld und Sühne".)

So steht es einstweilen um den Verbrecher Birsthaler; — wie verhalten sich aber diejenigen zu ihm, die Gericht über ihn halten und ihn verurteilen? Niemand fragt nach der Entwicklungsgeschichte dieser Tat; man sieht nur ihren maßgebenden Ausgang; — nicht der Verbrecher als Mensch wird untersucht und beurteilt, sondern allein seine Schuld.

Ausführlich berichtet nun Alfred Birsthaler die seelischen Wirren und Nöte, die sich durch immer selbständigeres Denken im Sträfling vollziehen, die durch das aufkommende Bewußtwerden des eigenen Schuldbewußtseins und des Willens zur Sühnung, zur Erlösung gesteigert werden, — diese geistig-seelischen Wandlungen, die sich bald in herbster Verzweiflung, in Resignation und tapferstem Mut auslösen, und bis zur endlichen, in religiösem Glauben wurzelnden Befreiung führen. Diese Befreiung kommt nicht in plötzlicher Bekehrung oder Ekstase; sie kommt allmählich, — durch Menschen und Bücher (die „Imitatio Christi", die Bibel, Hiltys, Johannes Müllers und Prof. Häberlins Lektüre) angeregt, durch aufrichtig-verinnerlichtes Suchen und Wollen, durch eine persönlich-religiöse Auseinandersetzung, durch demütige Duldung, — Ausdauer und ernste Lebensbejahung. — Und auf diesem Weg von 16jähriger Gefangenschaft (nach begnadigter Haft), weiß uns Birsthaler, ohne Schein und Sensation, über Fragen und Zweifel, — gegen eine oberflächlich-konventionell-religiöse Vorstellungswelt, in einer Schau sinnvollen Lebens, sinnvollen Leidens, — in verantwortungsvoller Gläubigkeit — eines der überzeugendsten Bekenntnisse eines Menschen und eines Verbrechers zu geben, das in seinem um Wahrheit ringenden Ausdruck und in seiner erschütternden Auswirkung nicht allein zu Erziehern, — Lehrern und Priestern, zu Psychologen und Richtern (in Soziologie und Fürsorge Arbeitenden) spricht, — sondern überhaupt eindringlichst an das Bewußtsein eines Jeden appelliert.

Alice Suzanne Albrecht.

# Vom Wirken unserer Vereine.

**Der Schweizer Verband Volksdienst**

hielt am 21. März 1934 unter dem Vorsitz seines Präsidenten Herrn Th. O. Studer-Schläpfer seine Generalversammlung ab. Jahresrechnung und Jahresbericht wurden genehmigt und der Vorstand auf eine neue Amtsdauer bestätigt.

Der Schweizer Verband Volksdienst leitet 82 Betriebe; der Gesamtumsatz betrug im Jahre 1933 Fr. 3,487,157.35 gegenüber Fr. 3,656,785.89 im Vorjahre. Der Umsatz in den 7 Soldatenstuben beläuft sich auf Fr. 211,363.01 gegenüber Franken 231,039.16 im Vorjahre; die verminderten Einnahmen sind auf die Krisenwirkungen zurückzuführen.

---

## Für die Arbeitslosen.

Die Anfrage einer Abonnentin beantwortend, welche die Adresse des im Artikel „Etwas von großer Not" angeführten Postcheckkontos wissen möchte, teilen wir mit, daß Gaben für die Zürcher Arbeitslosen und für das ostschweiz. Krisengebiet entgegengenommen werden vom Zürcher Hilfskomitee für Arbeitslose, Postcheck VIII 18,772.

---

## Kleine Rundschau.

**Die Frau im Pfarramt.**

Der St. Gallische Kirchenrat beschloß im Prinzip die Zulassung von Theologinnen zu teilweisem pfarramtlichem Dienst unter Erteilung der entsprechenden Ordination und damit zur Anmeldung zu den Konkordatsexamina.

**Ehrung einer Schriftstellerin.**

Die polnischen Schriftsteller sehen endlich einen ihrer größten Wünsche erfüllt: Die Schaffung einer „Polnischen Akademie der Literatur". Die 15 Sitze, aus welchen diese Akademie besteht, sind von den besten Schriftstellern des Landes besetzt; ein Sitz ist der berühmten Romanschriftstellerin Zofia Nalkowska zugeteilt worden. Das Werk von Zofia Nalkowska besteht aus ungefähr 20 Bänden. Aus demselben geht hervor, daß sie eine Schriftstellerin von Format, eine originelle Persönlichkeit und eine feine und glänzende Intelligenz ist. Im Jahre 1906 veröffentlichte Frau Nalkowska ihren ersten Roman „Die Frauen". Dieser Roman zog sofort die ganze Aufmerksamkeit auf die Autorin. Im weitern ist Frau Nalkowska Autorin von zwei mit Erfolg gespielten Dramen: „Der Tag seiner Heimkehr" und „Das Haus der Frauen". S. F.


**Redaktion.**

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik (ad interim): Helene David, St. Gallen.
Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.



**Nach dem Umzug**
**für die neue Wohnung**
ein handgewebter, wasch- und lichtechter, der modernen Raumkunst angepasster
**KILIM-WOLLTEPPICH**
aus der Warenzentrale des Bundes Schweizerischer Armenierfreunde. Laden: Kirchgasse 21, Zürich 1.

Weitere Verkaufsstellen:
**Bern:** Frau Fürsprech Spielmann, Wallgasse 2.
**Aarau:** Frau E. Hauser-Weidmann, Entfelderstr. 34.
**Chur:** Herr H. Attenhofer, Tapezierer, Reichsgasse 72.
**Locarno:** Herr A. Baer-Attenhofer, Teppich- und Möbelgeschäft, Muralto.
**Scanfs** (Engadin): Frau M. Waldburger.
**Poschiavo** (Graubünden): Herr A. Olgiati-Nicolaz, Sattler.
**Sulgen** (Thurgau): Herr E. Däpp, Möbelgeschäft.
**Wattwil:** Frau L. Grieder, Depot der evang. Buchhandlung.
**Zofingen:** Schwester Lisa Hofer, Hintere Hauptgasse 473.
P 6572 Z

**Ecole d'édudes sociales pour femmes, Genève.**
subventionnée par la Confédération
**Semestre d'été: 12 avril 1934 — 3 juillet 1934.**
**Culture féminine générale. Préparations aux carrières d'activité sociale** de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, laborantines. **Pension et cours ménagers au Foyer de l'Ecole** (villa avec jardin). Programme (50 cts.) et renseignements, par le secrétariat, rue Ch. Bonnet 6, Genève. P 3780 X

**WASCHMASCHINEN**
Lavator
mit Trommel u. Heizung, die von den Frauen bevorzugte Marke der **Wäschereimaschinen - Fabrik**
**Ad. Schultheß & Co Zürich**
P381Z

**Manor-Farm am Thunersee**
Reizende **Pension,** 3 km von Interlaken, mit Tramverbindung, eigenes Seebad, großer Umschwung, vorzügl. Küche. Preise von Fr. 8 — an. Prospekte u. Referenzen.
P. 2057 Y. Besitzerin: **H. E. Simpkin.**

**7000 Büchsen mehr in den 3 letzten Jahren!**
Das ist der beste Beweis der erzielten Resultate mit P 5-3 L.
**Phosfarine Pestalozzi**
das ideale Nährmittel der Kleinen in den Säuglingsheimen, Spitälern, Sanatorien. **Erleichtert die Knochenbildung.** Stärkendes Frühstück für Blutarme und solche die schwer verdauen. Die große 500 gr. Büchse **überall Fr. 2.25.**

**Metallit** Stahlkochgeschirr für Gas und Elektrisch
METALLWARENFABRIK ZUG

P 2601 Z

**MARKE KONFITÜREN MANZ**
Neue vorzügliche
**Konfitüren und Gelées**
im Offenverkauf
P 116 Z

| | per ½ kg |
|---|---|
| Vierfrucht | —.40 |
| Zwetschgen | —.45 |
| Johannisbeeren | —.50 |
| Heidelbeeren | —.60 |
| Brombeeren | —.65 |
| Himbeeren | —.65 |
| Stachelbeeren | —.70 |
| Kirschen, schwarz | —.75 |
| Weichseln | —.75 |
| Orangen | —.75 |
| Erdbeeren | —.75 |
| Aprikosen | —.80 |
| Hagebutten | —.90 |
| Apfelgelée | —.50 |
| Frühstückgelée | —.60 |
| Quittengelée | —.70 |
| Johannisbeergelée | —.70 |
| Holdergelée | —.75 |
| Brombeergelée | —.75 |
| Himbeergelée | —.75 |
| Preißelbeeren | —.80 |
| Melasse | —.40 |
| Kunsthonig | —.80 |
| Wachholderlatwerge | 1.— |

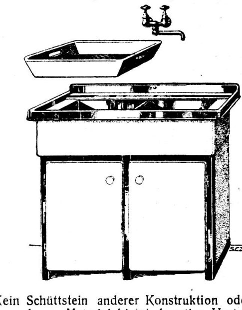
**8 % Kassabon**
Prompter Versand nach auswärts
Lieferung franko ins Haus
**Karl Manz**
vormals Manz-Schäppi
**Zürich**
Zähringerstr. 24, Tel. 21.758

**PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER**
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P179Z
**KOCH KURS** 17. APRIL 29. MAI

Qualitäts **Kolb Seifen** Marken
Seifenfabrik Jak. Kolb. Zürich
P153Z

**Monogramme**
Hohlsäume bestickt
Hand und Maschine
**B. Huber**
Rorschacherstr. 32 Telefon 56.48
**St. Gallen** P1097G

**Pension in Bern**
Im Frühling finden wieder einige Schülerinnen, Schüler oder Lehrlinge ein freundl. Heim m. Komfort und sehr gute Verpflegung bei
**Frau Büchler-Giroud**
**Belpstraße 11** Pc 1610 Y

Der Patent-**Küchen-Spültisch**
**aus rostfreiem Chromstahl**
ist heute der praktischste Schüttstein zum Abwaschen des Geschirres und der Gemüse, sowie zu sonstigen Reinigungsarbeiten.

Kein Schüttstein anderer Konstruktion oder aus anderem Material bietet derartige Vorteile.
Obiger Apparat SEZ 852, 100×45 cm, einschließlich Geschirr- u. Gemüsekorb, sowie Schrank, kostet Fr. **200.-**
Andere Dimensionen auf besondere Anfrage.
**Stöckli & Erb, Apparatefabrik**
**KUSNACHT-Zch.** P407Z

**Inserate sind frühzeitig aufzugeben**



**Verkaufsmagazine** in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

**MIGROS**

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen


# Handel im Wirtschaftskrieg

## Kontingentierungs-System und Leistungs-System

Die Kontingentierung der Einfuhr dient bekanntlich dem Schutze der Inlandproduktion und gleichzeitig der Verteidigung der Handelsbilanz; sie ist also eine unentbehrliche handelspolitische Waffe. Die Rückwirkungen auf den Inlandmarkt sind aber sehr einschneidende. Ein starres System gibt, wie die Erfahrung von nun bald 2 Jahren zeigt, den einen Glücklichen geradezu ein Einfuhrmonopol mit absolut selbstherrlicher einseitiger Preisgestaltung und versetzt die andern, namentlich den Kleinhandel, in ein ebenso absolutes Abhängigkeitsverhältnis gegenüber dem Importeur mit allen Härten eines solchen Systems.

Während des Weltkrieges wurden die hieraus folgenden Erscheinungen kraft der bundesrätlichen Vollmachten durch Verordnungen bekämpft, die sich hauptsächlich gegen Preisüberforderung der Lebensmittelhändler richteten. So lautete eine Verordnung, die vom Chef des Eidg. Volkswirtschaftsdepartements ausgearbeitet war, wie folgt:

**„Verordnung des Bundesrates gegen die Verteuerung von Nahrungsmitteln und anderen unentbehrlichen Bedarfsgegenständen.**
(vom 10. Aug. 1914)

**Art. 1.** Wegen Wuchers mit Nahrungsmitteln und anderen unentbehrlichen Bedarfsgegenständen wird mit Gefängnis und Buße bis zu 10,000 Franken oder mit Buße allein bestraft:

a) wer für Nahrungsmittel oder andere unentbehrliche Bedarfsartikel Preise fordert, die gegenüber dem Ankaufspreis einen Gewinn ergeben würden, der den üblichen Geschäftsgewinn übersteigt.

b) wer an einer Verabredung oder Verbindung teilnimmt, welche die Erzielung solcher Preise zum Zwecke hat..."

Für Nahrungsmittel galt damals die Regel, daß der Importeur im Großhandel nicht mehr als 10 Prozent — alle Risiken natürlich berechnet — auf seine Ware schlagen durfte; sonst fiel er unter die „Wucher-Paragraphen". Es wurde denn auch eine Reihe teilweise schwerer Strafen verhängt.

Heute liegt die Sache umgekehrt. Hohe Preise sind gerne gesehen. Man hofft dadurch den bösen Geist des Lohn- und Einkommen-Abbaus im allgemeinen zu beschwören. Deshalb ist auch der Arbeitnehmer und Konsument heute teilweise für solche Theorien zu haben. Auch wir, die Migros, hätten alles „Geschäfts"-Interesse an allgemein höheren Lebensmittelpreisen, weil dadurch ein schneidiger Konsumentenvertreter, wie wir es sein wollen, wieder mehr Existenzberechtigung bekommen und entsprechend besser gewürdigt würde.

Aber wir bringen es nicht übers Herz, in einer Zeit, wo unzählige ganz zusammengedrückte Existenzen es kaum fertigbringen, zu existieren, das verkrampfte, künstliche Preis-Prosperity-Rümmelchen mitzumachen!

Wir hatten gerade durch unsere seinerzeitigen Vorschläge zur Lösung des Butter-, Fett-, Oelproblems bewiesen, daß wir einer Belastung des Konsumenten — wenn sie in ausgeglichener Weise erfolgt und auch ein Equivalent (in Qualität) geboten ist — sogar sympathisch gegenüberstehen. Auch gegen Zollerhöhungen hatten wir prinzipiell nie etwas eingewendet, wenn sie wirklich den Zweck erreichten (z. B. bei Kaffee ja, bei Bananen nein), weil die Bundesfinanzen schließlich das Geld irgendwo hernehmen müssen. Wir machen also keine Konsumentenpolitik mit Scheuklappen!

**Durch die planlose „Drosselung der Einfuhr" (drosseln = würgen) wird vielleicht die Wirkung erzielt, aber unter unheimlichem Reibungsverlust und blutiger Ungerechtigkeit gegenüber dem die Operation bezahlenden Konsumenten.**

Gerade jetzt soll die Zufuhr von Aepfeln und Birnen neuerdings gedrosselt werden: Um die Handelsbilanz zu schonen und die Leute zum Sparen anzuhalten.

Könnte man nicht etwas mehr **Familien**tisch-Politik betreiben und einmal die Wein- und Schnapseinfuhr drosseln anstatt die des gesunden Obstes?

Es war für einen gewissen Artikel Vorschrift, solchen nicht unter Fr. 4.— das Kilo zu verkaufen, zu einer Zeit, als er ca. Fr. 1.75 franko verzollt Schweiz kostete — sonst gibt es kein Kontingent! Die Bestimmung wurde später offiziell fallen gelassen. Durch die Drosselung der Oel- und Fetteinfuhr sollte nach einer heute so gut wie überwundenen Auffassung der Absatz von Butter gefördert werden. Da hätte Speiseöl durch den **Handel und die Fabrikation** zuerst 200—300 Prozent im Preis gesteigert werden müssen, bis die gewollte Wirkung — Mehrabsatz von Butter — eingetreten wäre. Wenn schon gesteigerte Preise, dann nicht durch staatlich geförderte Preistreiber-Kombinationen, sondern dann soll der Staat selbst die Preisdifferenz in seine vielbeanspruchte Kasse leiten, um dort Linderung zu schaffen, wo sie unentbehrlich ist.

Wir sagen nun:

**Nicht bestimmten Firmen soll das Monopol der Einfuhr mit den damit verbundenen oft phantastischen Gewinnchancen reserviert sein. Jeder branchekundige Schweizer Kaufmann sollte sich an der Einfuhr beteiligen können, und zwar nach dem Leistungssystem.**

Ein praktisches **Beispiel für das Leistungssystem:** In letzter Zeit wurde ein Ueberschuß an Mastkälbern mit Hilfe von Bundes-Zuschüssen (aus Einnahmen der Kraftfutter-Einfuhr) ins Ausland abgestoßen oder im Inland zu Konserven verarbeitet.

Der Inlandabsatz von Kälbern wird nun aber in erster Linie durch Geflügelverkauf konkurrenziert. Da könnte man doch an die Einfuhr von Poulets die Bedingung knüpfen, daß pro 200 kg Poulets-Einfuhr z. B. 1 mittelschweres Kalb zu normalem Preis gekauft und ohne Subvention ausgeführt werden muß. Da würden die Einfuhr- und Ausfuhr-Kaufleute zusammen verkehren und sicherlich den besten Weg sowohl für die Verwertung des Ausfuhrgutes wie der Einfuhrbewilligung finden.

**Lohn für Leistung anstatt Wuchergewinne für Kontingentsrecht.**

An die Einfuhr von Aepfeln, Birnen etc. könnte z. B. die Bedingung der Lösung des Problems der **alkoholfreien Tresterverwertung** geknüpft werden. Da wären dem Bund Millionen und Millionen zu ersparen, die er ausgeben muß, um für Obsttrester-„Bröunts" den fünffachen Preis des Weltmarktpreises zu zahlen.

Wir haben hier besonders die Fabrikation von Pektin aus Trestern im Auge, das bei ausreichender Qualität einen gewaltigen Verschleiß als Zusatz zu Konfitüre finden könnte.

Für die Einfuhr von Rindszungen und ähnlichen gesuchten Fleischartikeln und Luxuskonserven käme die Bedingung in Betracht, alte, abgehende Kühe entweder auszuführen oder in Fleischextrakt verarbeitet in den Handel zu bringen. Für Gemüse-Einfuhrbewilligungen hätte — was teilweise schon gemacht wird — die Abnahme von Inlandgemüse als Gegenleistung zu gelten, ähnlich wie dies heute bei Eiern zum Teil schon gehandhabt wird.

Da könnten sich dann Verbände etc. produktiv bewähren, indem der Geflügel-Importeurverband sich um Absatz von Kälbern im Ausland bemüht in Zusammenarbeit mit den Viehexporteuren und sinngemäß Früchte-Importeurverbände in Zusammenarbeit mit der Obstverwertung. Man geniere sich nicht, etwas komplizierte Aufgaben an die Kaufleute zu stellen, es winken dafür auch prächtige Preise!

Mit diesem System würden gleichzeitig zwei schwere Uebel bekämpft:

1. Das Kontingentierungssystem **gefährdet die Moral im Handel** ganz gewaltig: Man sollte sich hüten, dem sogenannten Schiebertum, dem Kontingentshandel und dem ausgesprochenen Wucher staatlich Vorschub zu leisten. Der Schweizer Kaufmann hat den Namen eines sauberen Handelsmannes. Das Kontingentierungssystem mit seinen Auswirkungen auf die Handelsgebräuche wirkt auf übelste Art zersetzend.
2. Es könnten aus dem Ausland zurückkehrende branchekundige Kaufleute und auch der kaufmännische Nachwuchs sich in „kontingentierten" Branchen wieder wie früher selbständig machen. Mit dem „Kontingentierungssystem 1931" ist der Status 1931 auf ewige Zeiten galvanisiert, das ist ein schwerer Eingriff in die Entwicklung des Handels, der sich an der jungen Generation auch schwer rächen wird.

Tatsache ist, daß maßgebende landwirtschaftliche Führer

**jetzt schon auf dem Boden des Leistungssystems stehen**

und daß es in der Hauptsache nur die sehr greifbaren Interessen der Nutznießer des Kontingentsystems und ihrer mächtigen Fürsprecher in Räten und Kommissionen sind, die eine **grundlegende** allgemeine Aenderung der Einfuhrbeschränkungen hintanhalten.

Wie gesagt, wäre nicht zuletzt dem **Kleinhandel geholfen,** wenn die Ungleichheiten, die das „Kontingentierungssystem 1931" schafft, beseitigt würden.

Daß man dort, wo die Einfuhrkontingente stark herabgesetzt würden, den bisherigen Importeuren ihre Kontingente belassen würde, wäre auch unter dem Leistungssystem denkbar. Selbstverständlich ist auch, daß Kaufleute, deren Geschäftsumfang durch Einfuhrbeschränkung auf 30, 50 Prozent etc. gesunken ist, prozentual auf dem kleineren Umsatz mehr verdienen müssen, um ihr Personal zu erhalten und durchzukommen. Auch dem könnte man Rechnung tragen.

**Ganz reaktionär** wirkt sich die Praxis aus, Firmen, die nicht genügende Kontingente haben, mit Ueberzöllen, die das 5- und 10fache betragen, zu belasten! Wer hat nicht „genügend" Kontingente? Wer seine Ware ohne Spezialaufschlag für Kontingent zu einem anständigen Preis verkauft, und gerade der muß bei Mehrbezug sozusagen einen **Strafzoll** zahlen. Dabei ist natürlich die Wirkung, daß alle anderen Firmen, die Kontingent haben, also zum **Normalzoll** verzollen, auch die erhöhten Preise des Ueberzolls verlangen und der ganze Markt dadurch höhere Preise aufweist.

Da wären Korporationen am Platz! Nicht zum Preise erhöhen und jedem einen „Mocken" zu garantieren, sondern um Leistungen und Lohn in den Kontingentierungs-Angelegenheiten richtig zu verteilen!

Diese Gedanken sind nicht von gestern. Sie bildeten Gegenstand unserer Eingabe an das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement vom 15. März 1933 (auf Wunsch weitere Exemplare zur Verfügung). Das Leistungssystem ist **handelspolitisch nicht zu bestreitendermaßen ohne weiteres durchführbar:** Das Bezugsland und Quantum kann so gut vorgeschrieben werden wie jetzt.

Bezeichnend ist, daß gewiegte Kenner der eidgenössischen Verhältnisse, denen wir das Leistungssystem auseinandersetzten und jammerten, daß man damit nur langsam vorwärts komme, mit frappanter Uebereinstimmung sagten: „Nur Geduld — 's gaht halt nonig schlächt gnueg!"

Wir werden nicht in den Verdacht kommen, daß wir „pro domo" plädieren, wenn wir das Leistungssystem verfechten. Wenn die Migros morgen die Pforten schließen würde, könnte sie mit einem kleinen Büro mit 2—3 Angestellten aus den Kontingenten der Migros **in Frieden und in der Stille** mehr verdienen als die große Migros und ihr Leiter mit ihren 51 Millionen Umsatz im Jahr 1933 und mit einer Riesenarbeit fertig brachte!

Was sagt das „Genossenschaftliche Volksblatt" der Konsumvereine, das „Wirtschaftliche Volksblatt" der Spezierer und die „N. S." zu dieser Problemstellung? Ist ihnen diese „Erneuerung" nach altem Muster, nämlich „Lohn für Arbeit" anstatt „Pfründe" auch genehm?

Da könnte man nämlich morgen mit der Neuerung anfangen.


**Schweiz. Corned Beef** Büchse **80** Rp.
**Kondensmilch** Marke „Säntis" gezuckert, Büchse **60** Rp.
garantiert der **ersten** Markenware der Ladenvereine ebenbürtig
**Aprikosen** halbe (Meilen) große Büchse **95** Rp.
eine prächtige Qualität!

**Muskat-Datteln** 500 g 62½ Rp.
(400 g 50 Rp.)
**Getr. Delikateß-Aprikosen, kalif.,** Fancy 500 g 83⅓ Rp.
(600 g Fr. 1.—)